

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Geueke

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Hermann Rauch, Wiesbaden.

Nachdruck aller Rechte vorbehalten

Nummer 53

Sonntag, den 26. November 1916

34. Jahrgang.

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 26. Nov.: Konrad; Montag, 27. Nov.: Hilarius; Dienstag, 28. Nov.: Sosthenius; Mittwoch, 29. Nov.: Saturnin; Donnerstag, 30. Nov.: Andreas; Freitag, 1. Dez.: Cyprian; Samstag, 2. Dez.: Bibiana.

24. Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des hl. Matthäus 24, 15—35.

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wenn ihr den Zeichen der Verwüstung, welcher von dem Propheten Daniel vorhergesagt worden, am heiligen Orte stehen sehet, — wer das liest, der verstehe es wohl! — dann fliehe, wer in Judäa ist, auf die Berge; und wer auf dem Dache ist, der steige nicht herab, um etwas aus seinem Hause zu holen; und wer auf dem Felde ist, kehre nicht zurück, seinen Rock zu holen. Und wehe den Schwängern und Säugenden in jenen Tagen! Bittet aber, daß eure Flucht nicht im Winter oder am Sabbate geschehe. Denn es wird alsdann eine große Trübsal sein, dergleichen von Anfang der Welt bis jetzt nicht gewesen ist noch fernerhin sein wird. Und wenn dieselben Tage nicht abgekürzt werden, so würde kein Mensch gerettet werden; aber um der Auserwählten willen werden jene Tage abgekürzt werden. Wenn alsdann jemand zu euch sagt: Siehe, hier ist Christus oder dort! so glaubet es nicht. Denn es werden falsche Christi und falsche Propheten aufstehen und sie werden große Zeichen und Wunder tun, so daß auch die Auserwählten, wenn es möglich wäre, in Irrtum geführt würden. Siehe, ich habe es euch vorher gesagt! Wenn sie euch also sagen: Siehe, er ist in der Wüste! so gehet nicht hinaus; siehe, er ist in den Kammern! so glaubet es nicht. Denn gleichwie der Blitz vom Ausgange ausgeht und bis zum Untergange leuchtet, ebenso wird es auch mit der Ankunft des Menschensohnes sein. Wo immer ein Aas ist, da versammeln sich auch die Adler. Sogleich aber nach der Trübsal jener Tage wird die Sonne verfinstert werden und der Mond seinen Schein nicht mehr geben, und die Sterne werden vom Himmel fallen und die Kräfte des Himmels erschüttert werden. Und dann wird das Zeichen des Menschensohnes am Himmel erscheinen, und dann werden alle Geschlechter der Erde wehklagen, und sie werden den Menschensohn kommen sehen in den Wolken des Himmels mit großer Kraft und Herrlichkeit. Und er wird seine Engel mit der Posaune senden mit großer Schalle und sie werden seine Auserwählten von den vier Winden, vom einen Ende des Himmels bis zum andern zusammenbringen. Vom Feigenbaume aber lernet das Gleichnis: Wenn sein Zweig schon zart wird und die Blätter hervorgewachsen sind, so wisset ihr, daß der Sommer nahe ist. So auch, wenn ihr dies alles sehet, so wisset, daß es nahe vor der Tür ist. Wahrlich, ich sage euch: Dieses Geschlecht wird nicht vergehen, bis dies alles geschieht. Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.

Der katholische Satz „Außer der Kirche kein Heil“ klingt hart und unfreundlich, wird aber, wie wir in der letzten Nummer gesehen haben, von der Kirche sehr tolerant und weitherzig ausgelegt, dergestalt, daß alle Nichtkatholiken, die in gutem Glauben leben, d. h. die meinen, im Besitze der wahren Religion zu sein, innerlich zur katholischen Kirche gehören und von hier aus soviel Gnaden und Beistand empfangen, daß sie gerade

so gut wie die Katholiken gerettet und selig werden können. Wir hatten dergleichen bemerkt, daß jede Religion, die überzeugt ist, die Wahrheit zu besitzen, diesen Satz verteidigt.

Die Reformatoren, die sich doch von der apostolischen allgemeinen Kirche getrennt hatten, erhoben gleichwohl gegenüber der alten Kirche, aus der sie ausgetreten waren, den Anspruch wie auf Unfehlbarkeit so auch auf die alleinigmachende Kirche. In der Begründung ihres Glaubensbekenntnisses heißt es: „Wenn sich auch die Gegner den Namen der Kirche anmaßen, so wissen wir doch, daß die Kirche bei denen ist, welche das Evangelium Christi lehren, nicht bei denen, welche schlechte Lehren gegen das Evangelium verteidigen.“ Die Calvinisten nahmen noch viel mehr das Privilegium der alleinigmachenden Religion für sich in Anspruch. Ihnen gilt ganz besonders der Papst als Antichrist, als Mensch der Sünde und Kind des Verderbens, die katholische Kirche als Synagoge des Satans. Als die protestantischen Landesfürsten zugleich die obersten Behörden in Religionsachen wurden, kam der fürchterliche Grundsatz auf: „Cuius regio, illius religio“, wie der Fürst, so das Land, d. h. das Land, das Volk mußte die Religion annehmen, zu der sich der Landesfürst bekannte, ganz ohne Rücksicht darauf, was für ein Glaubensbekenntnis das Volk vorher besaß. Es ist richtig, daß später, als die katholischen Landesfürsten die schweren Verluste der katholischen Kirche in den Ländern der protestantischen Fürsten sahen, um auch ihrerseits das Recht ausübten, ihre Untertanen, die sich zum Abfall hatten verleiten lassen, der Mutterkirche wieder zuzuführen. Am allerwenigsten dürfen die Protestanten ihnen deshalb einen Vorwurf machen. Der Grundsatz: „Cuius regio, illius religio“ stammt nicht von den Katholiken, sondern von den Protestanten.

Wer die Geschichte der protestantischen Kirche durchgeht, wird finden, daß religiöse Duldung niemals die starke Seite der Protestanten gewesen ist. Luther und andere Häupter der Reformation predigten die Vernichtung der Andersgläubigen. Luther forderte die Christen auf, „den Papst und was seiner Abgötterei und päpstlichen Heiligkeit Gefährlich ist, zu nehmen und ihnen als Gotteslästerern die Zunge hinten am Hals herauszureißen“, ferner, „die lästerlichen Buben allesamt, Papst, Kardinal und alles päpstliche Gefolge zu ersaufen“. Döllinger, dem man Vorliebe für die Katholiken nicht nachsagen kann, schreibt: „Historisch ist nichts unrichtiger als die Behauptung, die Reformation sei eine Bewegung für die Gewissensfreiheit gewesen. Gerade das Gegenteil ist wahr. Für sich selbst freilich haben Lutheraner und Calvinisten, ebenso wie alle Menschen aller Zeiten, Gewissensfreiheit begehrt, aber anderen sie zu gewähren, fiel ihnen, wo sie die Stärkeren waren, nicht ein. Völlige Ausrottung und Unterdrückung der katholischen Kirche betrachteten alle Reformatoren als sich von selbst verstehend. Gleich im Beginne riefen sie die Fürsten und städtischen Gewalten auf, den Gottesdienst der alten Kirche zwangsweise abzuschaffen. In England, Irland, Schottland und Schweden ging man bis zur Anwendung der Todesstrafe gegen Ausübung der katholischen Religion.“

Bis in die Gegenwart hinein sträuben sich Protestanten und protestantische Regierungen, den Katholiken die religiöse Toleranz ganz zu gewähren.

Selbst den in ihrem eigenen Schoße aufstehenden religiösen Sekten suchen die Protestanten auf alle mögliche Weise entgegenzuwirken. Von einer Anerkennung der Gleichberechtigung ist keine Rede.

Es muß aber hinzugefügt werden, daß in der Gegenwart die Protestanten unter dem Druck der Verhältnisse von ihrer geschichtlichen Unbuddsamkeit abgekommen und auch den Katholiken größere Gerechtigkeit widerfahren zu lassen sich bemühen. Dessen freuen wir uns von Herzen. Ob nach dem Kriege, wenn er für Deutschland glücklich beendet ist, die letzten Reste der religiösen Unfreiheit der Katholiken Deutschlands, besonders Preußens, beseitigt werden, ist noch dunkel zu sagen. Der politische Horizont ist noch nicht geklärt und es ist noch nicht abzusehen, wie sich die politische Stärke der Katholiken innerhalb der Grenzen der Mittelmächte gestalten wird. Davon wird zum großen Teil die Neigung der Protestanten, uns Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, abhängen. Denn nach den Erfahrungen aller Zeiten wird man uns Katholiken niemals freiwillig etwas schenken. Nur das erhalten wir, was wir uns erkämpfen und erzwingen. Es ist auch gut so. Denn dadurch wird die Wachsamkeit geschärft und Erschlaffung und Trägheit ferngehalten.

„Alleinigmachende Kirche!“ Wie eine Botenschaft aus Himmels Höhen, wie ein Rettungsanker in Seenot erscheint uns heute dieses Wort. Es gibt nur eine Kirche mit unfehlbaren Gewalten und Mächten. Ihr göttlicher Stifter hat ihr Kräfte verliehen, die, wenn sie einmal zum Wirken angeseht werden, mit Sicherheit zum Ziele führen. Wenn wir jetzt, da der Weltkrieg ganz Europa bis in die Grundfesten erschüttert und die wogende See noch nicht zur Ruhe gekommen ist, an die Ordnung der Dinge nach dem Kriege denken, dann überkommt uns die Ahnung von dem, was man von der alleinigmachenden Kirche erwartet und was man ihr an Aufgaben zuweist. Auch unsere weltlichen Verhältnisse, unsere Arbeiten, Geschäfte, unsere Berufe, Familien und Staaten, alles soll zum Himmel weisen und den Weg dorthin ermöglichen und erleichtern. Es steht aber fest, daß diese unsere irdischen Verhältnisse vor dem Kriege durch unsere Schuld eher vom Himmel ab- als zu ihm hinlenkten. Da ist es denn die Kirche und ihre Wirksamkeit, die unsere irdischen Verhältnisse klärt, ihnen die Richtung nach oben weist, die die Gläubigen mahnt und warnt, die Regierenden und Befehlshaber auf die ewigen unerschütterlichen christlichen Grundsätze hinweist, die Bischöfe und Priester mit heiligem Eifer und glühendem Durst nach Seelen erfüllt. Welche andere Kirche kann sich in dieser Beziehung mit der katholischen Kirche messen! Klar und ohne Umschweife verkündet sie der Welt ihre Grundsätze, unbekümmert darum, ob die Welt sie günstig aufnimmt oder nicht. Ihr ist es nur um die Wahrheit und das Heil der Seelen zu tun.

Extra ecclesiam nulla salus, außerhalb der Kirche kein Heil! Wer die Kirche nicht hört, wer ihre Grundsätze nicht achtet, ihnen entgegenhandelt, der findet kein Heil, weder in diesem noch in jenem Leben. Die Völker und Staaten, die sich lossagen von der Kirche und ihrem Wahrheitsgehalt, ihren ewigen von Christus überkommenen Grundsätzen, fallen dem Verderben anheim, wenn auch nicht gleich, oft erst nach Jahrhunderten. Die Geschichte der Völker hat das noch immer bestätigt.

Aus diesen Gründen wünschen wir, daß das Friedenswerk nach dem Kriege von katholischen Grundsätzen getragen sein, das in Staat und Gemeinde, im Parlament wie auf dem Rathaus, in der Verwaltung, in der Schule im höheren und niederen Unterricht, im Handel und Gewerbe, überall da, wo es sich um einflußreiche, für die Zukunft bedeutungsvolle Einrichtungen handelt,

unsere Katholiken mannhaft eintreten für das, was sie als wahr, erspriesslich für das Heil des Volkes erkannt haben.

O heilige, katholische Kirche, wie groß und ehrwürdig kommst du mir jetzt vor! Wie freue ich mich, daß du von der Vorsehung zu so großen Dingen berufen bist! Du bist und bleibst die wahrhaft mütterlich besorgte Mutter der Gläubigen. Dir ist es nicht, wie deine Feinde sagen, um bloßen Machtthum, um die Herrschaft über die Menschen zu tun. Ja, du willst herrschen in den Seelen, aber nur, um sie Jesu, deinem Herrn, zuzuführen. Du hungerst nach Macht und Einfluß, aber nur, um die Seelen dem Einfluß Jesu zugänglich zu machen. Auch ich will mich unter deine Fahne stellen, die du jetzt offen und mit neuen Zielen entfaltest. Meine ganze Person will ich dir und deinen Zielen weihen, und ich will alles aufbieten, daß dein Einfluß, deine Grundsätze immer mehr anerkannt werden und zur Herrschaft gelangen. Ich selber verdanke dir so viel, und was ich ferner tue für dich und dein Werk, das soll mein Dank sein dafür, daß du meine treu besorgte Mutter bist und immer sein willst.

Bpe.

Der hl. Virgilius — gelehrt und heilig.

Lehre mich Güte, Sucht und Erkenntnis!
Ps. 118, 66.

„Gelehrt“ und „verkehrt“ sind in einem Sprichwort zusammen gebracht; sie gehören aber nicht zusammen. Dies zeigt deutlich das Leben des hl. Virgilius, des großen Bischofs von Salzburg.

Virgilius, der Name ist eine Ummodlung des irischen Feargil, war ein Sohn des grünen Erin. Seine Eltern gehörten einem altadeligen Geschlechte an. Die Erziehung, die sie mit Gottes Segen begannen, wurde im berühmten Kloster Jona auf der gleichnamigen Insel in der irischen See vollendet.

Der junge Ire war nicht nur hochbegabt, sondern auch überaus lernbegierig und fleißig, sodaß er alle seine Schulgenossen weit hinter sich ließ. Dabei war Virgil aufrichtig fromm, Gott wahrhaft zugetan, sodaß ihm alles weltliche Wissen nur zur Stufenleiter für den himmlischen Aufstieg wurde.

Um das Jahr 742 kam er über England, vielen seiner Landsleute folgend, nach Frankreich. Am Hofe des Hausmeisters Pippins des Kurzen fand er eine angesehenen Stellung. Seine ausgedehnten Sprachkenntnisse, seine großen Kenntnisse in allem, vor allem auch im Reiche der Natur, erwarben ihm dort ein außerordentliches Ansehen.

Virgil war schon damals zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Erde keine Scheibe sei, sondern eine Kugel, und auf allen Seiten von Menschen bewohnt sei. Dies war dem damaligen Glauben ganz und gar entgegen. Und merkwürdig gerade die, die am wenigsten den Ausführungen des klugen Mannes folgen konnten, griffen ihn zuerst an, verdrehten seine Lehre und klagten ihn beim Papste Zacharias als Ketzer an. Der Heilige rechtfertigte sich vor dem Oberhaupte der Kirche so vollkommen, daß er mit höchsten Ehren entlassen wurde.

Der Herzog Odilo von Bayern befand sich als Gefangener am Hofe des Frankenkönigs. Da Virgilius sein Ansehen benutzte, um dem gefangenen Fürsten Erleichterung zu verschaffen, verließ dieser, als er wieder frei war, den gelehrten und frommen Iren als Missionar in sein Land. Der Herzog ernannte Virgil zum Abte von St. Peter und zugleich zum Stiten der salzburgischen Kirche. Aus Demut und weiser Ueberlegung übernahm er wohl die Regierung des Stiftes wie der Diözese, ließ sich aber nicht die bischöfliche Weihe erteilen, sondern die priesterlichen Verrichtungen durch einen Weihbischof vornehmen. Dieser Zustand dauerte bis 767; in diesem Jahre ließ er auch sich auf allgemeinen Wunsch des Volkes zum Bischof weihen. Die Reihe seiner oberhirtlichen Segnungen begann er mit der Einweihung der nachmals so berühmt gewordenen

Muttergotteskirche in Alttötting. Dann begann er den Bau einer eigenen Bischofskirche. In den Dienst dieser hl. Sache stellte er nicht nur selbst sein ganzes Können und Vermögen, sondern vertief auch die klügsten Meister, um seinem Gotte ein wirklich würdiges Bethaus zu errichten. Nach zwölf arbeitschweren Jahren konnte er die herrliche viertürmige Kathedrale einweihen. Sie wurde dem Glaubensvater von Salzburg dem hl. Rupert geweiht. Die Versorgung des Gottesdienstes übertrug er Weltgeistlichen, damit die Ordensleute von St. Peter ungestört ihrem klösterlichen Berufe leben konnten.

Doch der Heilige war nicht nur ein Bauberr in sichtbarem Material, auch am unsichtbaren Bau seiner Kirche in den Seelen der Gläubigen arbeitete er mit klugem, unverdrossenem Eifer. Kein Wunder, daß er deshalb auch die heidnischen Nachbarn nicht vergaß, und auch ihnen die Gnade seines Gottes zu vermitteln trachtete. Herzog Chitomar von Kärnten, der in seiner Jugend am bayerischen Hofe das Christentum kennen gelernt hatte, hatte gleich nach seinem Regierungsantritte mehrere Priester berufen, um durch sie sein Volk dem Christentum zuzuführen. Da der Erfolg aber sehr gering war, wandte er sich an den angesehenen Bischof von Salzburg, da er hoffte, so eher zum Ziele zu kommen. Da Virgil schon einen anderen Missionsplan gefaßt hatte, sandte er nach Kärnten seinen tüchtigen Freund, den Landbischof Modestus mit anderen geeigneten Priestern und Mönchen. Er unterstützte aber diesen Missionszug so energisch, daß er wirklich zum Ziele führte. Sobald er sah, daß in Kärnten die Sache voran gehe, zog er selbst auch aus. Er fuhr die Donau hinab bis ins Ungarland. Wo noch Heiden wohnten, leistete er echte Apostelarbeit; wo das Christentum schon Fuß gefaßt hatte, suchte er ihm frischeren, regeren Geist einzuführen. Eine wahre Lebensquelle für weite Kreise eröffnete er zugleich mit dem Herzog Thassilo durch Gründung des Benediktinerklosters Kremsmünster, das heute noch im Geiste der Gründung tätig ist.

Unter dessen war Herzog Chitomar gestorben. Nach seinem Tode hatte sich die Partei der Heiden schnell wieder verstärkt, den Sohn des Herzogs, Waltunc, vertrieben, die Priester verjagt und die Kirchen zerstört. Herzog Thassilo nahm sich auch hier der christlichen Sache warm an; nach blutigen, siegreichen Kämpfen konnte Virgilius neue Missionare nach Kärnten schicken, und nun saßte das Christentum für immer im Kärntnerlande Wurzel.

Um den Wohlstand seiner Diözesanen zu heben, sorgte er dafür, daß die alten Erzgruben im Salzburgischen wieder in Betrieb kamen. Die Heilquellen von Gastein wurden unter ihm entdeckt und der leidenden Menschheit dienstbar gemacht. Auf der schön gelegenen Insel im Chiemsee errichtete er eine Schule, die vielen begabten Jünglingen den Weg zu zeitlichem und ewigen Glücke bahnte.

Als er sein Ende herannahen fühlte, wollte er noch durch eine große, echte Birtentat seinem Volke dienen. Er bereiste die ganze große Diözese noch einmal. Ueberall sah er nach dem Rechten. Mit mildem Ernste, wie er dem Alter eigen, rief er die Säumigen zur eifrigen Arbeit, bekräftigte er die Guten im löblichen Streben. An allen Orten spendete er das Sakrament der Stärke, die hl. Firmung, weihte Priester und ordnete ihnen genügend Unterhalt zu.

Gestraft durfte er dann heimwärts fahren. Als er sich der Bischofsstadt näherte, und Salzburg mit all seiner Schönheit im Glanze der Abendsonne da liegen sah, rief er entzückt von der Größe der herrlichen Gottesnatur, aber auch voll Heimweh nach der ewigen Heimat aus: „Dieses ist meine Ruhestätte in Ewigkeit!“ (Ps. 131, 14). Er schied von hinnen am 27. November 784. Sein Leib ruht im majestätischen Salzburger Dome; seine Seele aber steht den ohne Schleier, den er hier in glaubensvollem Wissen immer mehr zu erkennen trachtete.

St. Virgilius fand den rechten Zusammenklang zwischen Glauben und Wissen. Und der

Glaube war seinem Wissen und seinem wissenschaftlichen Streben nicht hinderlich, sondern als Führer nur förderlich. Daß doch allen jungen strebsamen Geistern das Wort ein Leitstern wäre, das eine leider eingegangene Jugendzeitschrift als Motto über jedem Hefeste trug:

Wissen ist des Glaubens Kern,
Glauben ist des Wissens Stern!

Dele

Weggeleitet zum Glücke

Von P. S. B., O. F. M.

Von den sittlichen Tugenden.

Demut: ihre Notwendigkeit.

Demut ist darum so notwendig, weil das Christentum im tiefinnersten Kerne eben Demut ist. Diese Behauptung, die ich in der vorigen Abhandlung aufstellte, wird uns um so mehr einleuchten, wenn wir sehen, wie die praktische Betätigung des Christentums, die Ausübung der christlichen Tugenden ohne Demut gar nicht denkbar ist — sie ist die Grundlage aller übrigen Tugenden.

So nennt sie der hl. Bernard. Der hl. Chyrian sagt: „Demut ist das Fundament aller Heiligkeit“ und der hl. Gregor nennt die Demut die Wurzel aller Tugenden. Er gebraucht damit ein überaus treffendes Bild. Die Wurzel ist die Lebenspende für die Pflanze; aller Saft und alle Kraft zum Blühen und Fruchttreiben entspringt aus der Wurzel. Verdorrt die Wurzel, dann muß notwendig auch die Pflanze verwelken. So bezieht jede Tugend auch aus der Demut ihre Kraft, denn die Demut erwirbt ja Gnade nach dem Worte der Schrift, die Demut hält die Verbindung mit Gott aufrecht und mit Gott verbunden, bedeutet für jede Tugend Leben und Blühen und Fruchttreiben. Dann steht die Wurzel in der Erde; sie ist unscheinbar, ohne rechte Schönheit, ohne erquickenden Wohlgeruch — sie wird mit Füßen getreten. So hat nun auch die Demut vor den Tugenden keinen Glanz, keine Gestalt, sie ist unscheinbar und liebt das Unscheinbare, macht gewissermaßen unscheinbar, und wird gar oft auch mit Füßen getreten. Aber wie der Umstand, daß die Wurzel mit Füßen getreten wird, für die Wurzel kein Unglück bedeutet, im Gegenteil, die Wurzel dadurch erst recht mit der kraftpendenden Erde verbunden wird, so wird auch die Demut, dadurch, daß sie unbeachtet bleibt, genährt und gefördert. Und wie es für die Pflanze ein Glück ist, wenn sie ihre Wurzeln recht breit und tief schlagen kann, weil sie so den Umfang ihrer Kraftquelle vergrößert, so ist es auch für das Tugendgebilde des Menschen von größtem Vorteile, wenn es in einer tiefverwurzelten, echten und festen Demut einen unerschütterlichen Grund hat.

Daß die Demut die Grundlage aller Tugend ist, deutet auch der Heiland an, wenn er in der Bergpredigt an die Spitze das Wort stellt: „Selig sind die Armen im Geiste!“ Der hl. Johannes Chrysostomus fragt, warum er dies getan. Er antwortet: Weil die geistige Armut, die Demut, zu allen übrigen Tugenden führt. Wenn aber einem Menschen die Demut fehlt, so stürzt sein ganzes Gebäude schnell wieder zusammen, und hätte er es auch bis gen Himmel aufgeführt. Denn ohne die Demut gibt es weder ein Gebet, noch ein Almosen, noch ein Fasten, noch eine Keuschheit, noch ein anderes gutes Werk. Dies sehen wir am Pharisäer im Evangelium. Dieser hatte scheinbar ein hohes Gebäude von Tugenden aufgeführt, denn er gab den Zehnten von allen Gütern, er fastete, er lag dem Gebete ob usw. Dennoch mißfiel er Gott, weil ihm die Tugend der Demut fehlte. Indem also Jesus die Demut obenansetzte, wollte er einem geschickten Baumeister gleichen. Wenn dieser ein hohes Gebäude aufbaut, legt er einen tiefen Grund. Weil Christus in den acht Seligleuten den ganzen Inbegriff der christlichen Vollkommenheit zusammenfaßte, so wollte er für sein Lebensgebäude einen tüchtigen Grund legen, und deshalb setzte er die Demut an die Spitze.

Der große Volksapostel Paulus hat seinen Herrn und Meister gerade in diesem Punkte gut verstanden. All sein Streben und Wirken stellte er

auf den Felsengrund der Demut. Wie sehr ihm gerade diese lebenswürdige Tugend am Herzen lag, wie sehr er ihrem Dienste sich verpflichtet fühlte, kann man aus all seinen Briefen ersehen. „Ich will mich in nichts rühmen!“ — „Ich bin nicht würdig ein Apostel genannt zu werden!“ — „Nur rühmen will ich mich in meinen Schwachheiten!“ Diese Wendungen geben den Grundton für all seine persönlichen Äußerungen an, und wenn er einmal der Autorität halber seine großen Gaben hervorheben muß, dann merkt man deutlich, wie seine Demut darob zusammenzuckte. Und der hl. Augustin will selbst in seinem Namen die Liebe des Apostels zur Demut finden. Er schreibt: „Kaum fing er an, das Evangelium zu predigen, so änderte er seinen Namen und nannte sich Paulus. Warum wählte er diesen Namen? Um anzudeuten, daß er der Mindeste unter den Aposteln sei; denn Paulus heißt: Klein, wenig, unbedeutend.“

Und als der hl. Petrus vom Herrn die Verheißung der Führerschaft in der christlichen Kirche erhalten sollte, bereitete ihn der Ruf der Demut: „Herr, gehe hinweg von mir, denn ich bin ein sündiger Mensch!“ darauf vor. Denn erst nach diesem Ausrufe sagt ihm der Herr: „Von nun an sollst du Menschen fangen!“ Und als er dann in Wirklichkeit zum Oberhirten in der Kirche bestellt werden soll, zum Führer zu jeglicher Gerechtigkeit, da muß er das dreimalige Bekenntnis der Liebe ablegen, daß ihn so lebhaft erinnern mußte an die dreimalige Verleugnung, den dreimaligen Fall, und so zur glühenden Liebe als feste Stütze die aufrichtigste Demut hinzufügte.

Und wenn in der „Geheimen Offenbarung“ des hl. Johannes, die Geistesverfassung der einzelnen Bischöfe Kleinasiens charakterisiert wird, dann heißt es vom Bischofe der Smyrner Kirche: „Ich kenne deine Armut, aber du bist reich!“ (Ap. 2, 9.) Dies scheint ein Widerspruch zu sein. Nach dem hl. Ansbert von Rouen löst sich dieser scheinbare Widerspruch folgendermaßen: „Jener Bischof war arm, weil er demütig war; denn die Demut machte, daß er sich für nichts hielt. Gerade darin aber bestand sein Reichtum; denn die Demut bereicherte ihn mit allen Tugenden.“ Sie war auch für diesen heiligen Oberhirten die Grundlage aller Vollkommenheit.

Der hl. Thomas von Villanova schreibt zu unserem Gegenstande: „Die Demut ist die Mutter und Quelle aller Tugenden. Aus ihr geht hervor: Gehorsam, Ehrfurcht, Geduld, Sanftmut, Freundschaft, Frieden. Denn wer demütig ist, unterwirft sich gern den übrigen, erweist Jedem gern die gebührende Ehrfurcht, er scheut sich, jemand zu beleidigen, er trägt willig das zugefügte Unrecht, er liebt den Frieden und reicht bereitwillig die Hand zur Versöhnung.“

Jeder meiner verehrten Leser braucht sich nur ein wenig in seiner nächsten Umgebung umzusehen und er wird bald gewahr, wie scharf dieser hl. Geisteslehrer beobachtet hat. Und geht er einmal mit sich selbst ins Gericht, prüft er seine Erfolge und Mißerfolge im christlichen Tugendstreben, dann es wird ihm bald klar werden, welche Bedeutung die mannhaft demütige, die echt demütige Gesinnung für die Ausübung jeglicher Christenpflicht hat.

Eine List.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Gg. Cille. Es mögen an die fünfzig Jahre her sein, da lebte in der alten Reichsstadt Regensburg ein wohlhabender, behäbiger Bäckermeister, der einen Schatz und eine Antipathie besaß. Der Schatz war sein Tochterlein, ein munteres Kind von siebzehn Jahren, rotwangig und hausbändig, mit einem blonden Köpfchen, aus dem ein paar blaue Augen ungeduldig fragend in die Welt blickten. Die Antipathie des Meisters Sebastian war das Komödianten im besondern, im besondern aber ein Mitglieb dieser lustigen Kunst, seines Zeichens ein angehender großer Sänger, ein fröhlicher, kräftiger junger Mann, dessen schwarze Locken und dunkelglänzende Augensterne des Bäckers Kind weit mehr angezogen hatten, als seine schöne Stimme, sein kunstvoller Gesang und seine aufsteigende Berühmtheit.

Der Sänger hieß Anton Sch. und war am königlichen Theater in München als Bassist engagiert. Da kam er einmal nach Regensburg als Gast ans dortige Theater und sang unter dem lauten Beifall der Regensburger drei seiner besten Rollen.

Suschen, Meister Sebastians Tochterlein, hatte es trotz allen Sträubens des Vaters durchgesetzt, daß sie in Begleitung der Nichte Kari-gunde der letzten Gastvorstellung Anton's beiwohnen durfte. Ein unbedeutender Zufall, die etwas laute Beifallsäußerung Suschen's, die auf einem der Frontsitze der rechten Proszeniumsloge Plakz gefunden hatte, ließ Anton tief in der Väterstochter blaue Augen gucken, und der Blick hatte in beider Herzen gezündet. Die alte Geschichte von „Miß und Schlag zugleich“ hatte sich wieder einmal bewahrheitet. Wie es kam, das vermöchte wohl Anton allein uns zu erklären, genug es kam, daß der verliebte Künstler sich beim Nachhauseweg Suschen's plötzlich an dessen Seite befand. Die Röhrbrunnen-Chronik jener Tage wollte sogar wissen, daß die beiden sich von da ab täglich im Hausgärtchen des Bäckerhauses sprachen und sogar einmal von Meister Sebastian, der eben aus den Cäcilienbräu nach Hause gekommen, beim Blaßern und Rosen betroffen wurden. Meister Sebastian ward ganz wild und wütete gewaltig mit seinem Suschen: als er aber erfahren, wer und was seines Tochterleins Liebster war und trieb, da konnte sein Born keine Grenzen mehr. Lieber wollte er sein Suschen als alte Jungfer wissen, als daß er, Meister Sebastian, zweiter Vorsteher der Regensburger bürgerlichen Röhrbrunnen, zugeben sollte, daß sein einziges Tochterlein sich an einen Komödianten, an einen Sistrionen verheirate, der auf den Bretterbuden dem Publikum allerlei tolle Schmaffen vormacht. Vergebens erklärte Suschen ihrem zornigen Vater, daß sie Anton liebe und keinem anderen Manne jemals angehören wolle. Sie erreichte nichts und mußte noch den feierlichen Schwur Meister Sebastians hören: „Du heiratest einen ehrsamem Väter, magst auch ein Geselle sein, oder du bleibst Jungfer. Basta und Digi, wie der alte Schullehrer von der Apostelschule sagt, wenn er die „Zehnte Halbe“ trinkt. Dabei bleibt's.“

Suschen war untröstlich und weinte sich die blauen Augenlein rot; es half aber nichts. Zwar hatte Anton, mit dem sie trotz des Vaters Verbot und strenger Aufsicht doch noch ein Stellweichein gehabt, ihr fest versprochen, nur sie und keine andere zum Weibe zu nehmen und nicht eher zu ruhen, bis er Meister Sebastians Starrsinn gebrochen, aber Anton, den seine Pflicht wieder nach München zurückgerufen, war ferne und hatte nur ein einzigmal geschrieben: „Vertrau auf mich und meine Treue!“

Suschen war und blieb traurig und weinte still über ihr Herzleid.

*

Eines Morgens klopfte ein statlicher Handwerkerbursche an Meister Sebastians Türe. Suschen kam, die Tür zu öffnen, blickte den Burschen an, und stieß einen Freudenschrei aus. War's doch ihr Anton, der das Ränslein auf dem Buckel, einen mächtigen Ziegenhainer in der rechten Hand, Einlaß forderte. In wenig Worten hatte er sein Liebchen auf den Abend zu einer heimlichen Zusammenkunft bestellt und es gebeten, ihn dem Meister Sebastian als arbeit-suchenden Bäckergehilfen anzumelden. Eben wollte Suschen ins Haus zurück, die Meldung zu besorgen, als Meister Sebastian heraustrat und selbst den Burschen nach seinem Begehren fragte. Anton erwiderte, daß er auf der Wanderschaft von München her begriffen, Arbeit suche, und am liebsten bei ihm, dem Meister Sebastian, eintreten wolle, weil ihm ein Mitgeselle in der Herberg zu Augsburg berichtet, welch guter Herr der Meister Sebastian seinen Gesellen sei. Dem Meister gefiel der frische Bursche noch besser, als die gutangebrachte Schmeichelei, und da just tags zuvor ein Geselle ausgestanden war, so ward Anton geheßen ins Haus zu treten, sich an Speis und Trank zu laben, und noch am selben Abend seine Arbeit zu beginnen. Meister Sebastian ging gewohnheitsmäßig um 6 Uhr zum Cäcilienbräu, und währenddem er dorten die reglementmäßigen „Reun Halben“ trank und des alten Lehrers von der Apostelschule „Digi und

Basta“ zu verschiedenenmalen nachgesprochen hatte, erzählte in der dunklen Hausflur Anton seinem Suschen unter Kosen und Scherzen den Plan, den er gefaßt, um sie in wenig Wochen als sein liebes Weib mit nach München zu führen. Suschen stimmte lachend des Geliebten Vornehmen zu, und slog, ihm einen letzten Kuß zuwerfend, mit Bindeseile davon, als Meister Sebastians tiefe Stimme sich im Räuspertone von weitem hören ließ. Der Meister kam vom Cäcilienbräu nach Hause, um seinen Gesellen die Nacharbeit vorzugeben. In der Badstube fand er Anton vor dem Badtroge stehen, schlief und gewandt den Teig knetend. Auf des Meisters freundlich lobende Ansprache, fragte Anton, ob es wohl gestattet sei, bei der Arbeit ein Lied zu singen. „Singt nur immerzu“, erwiderte Meister Sebastian, und wog das Mehl aus einem offenen Sack ab. Anton hob zu singen an, und sang mit seiner mächtig und voll klingenden Bassstimme ein Lied ums andere. Meister Sebastian hielt bald mit seiner Arbeit inne, und lauschte in andächtiger Stimmung Anton's prächtigen Gesänge.

Am nächsten und am dritten Tage war es Meister Sebastian selbst, der den neuen Gesellen zum Singen aufforderte, und schon am vierten Abende hieß er ihn, nach vollendeter Arbeit auf seine, des Meisters Stube zu einem Trunk Bier zu kommen. Anton ließ sich das nicht zweimal sagen und kam so rasch als möglich des Meisters Einladung nach. In der Stube fand er den Meister und Suschen. Diese schenkte ihm einen Krug mit Bier voll, und der Meister bat ihn, er möge doch eins seiner schönen Lieder singen, damit Suschen auch einmal zuhören könne. Anton sang seine schönsten Weisen, und von diesem Abende an war er täglich Gast des Meisters. Daß unsere Liebenden des Meisters Abwesenheit stets zu vertraulichen Kosen benutzten, war natürlich, ebenso natürlich war aber auch, daß Meister Sebastian eines Abends, wie gewöhnlich vom Cäcilienbräu nach Hause kam, und, da die beiden Verliebten, bei ihm zärtliches Geflüster, des Alten Räuspens überhört hatten, von ihm dabei ertappt wurden, wie Anton eben seines Suschen's blondes Köpfchen so recht innig an's Herz gedrückt.

Mit einem Aufschrei floh Suschen aus dem Hausflur in die Küche; Anton war ruhig geblieben und sagte dreist zum überraschten Vater: „Meister, nehmt's nicht krumm, ich hab Suschen lieb und kann nicht mehr von ihr lassen. Ein paar Taler hab ich mir geipart, Suschen ist's zufrieden, gebt mir das Mädel zum Weibe!“

„Dohol junger Springinsfeld, Ihr fallt ja mit der Türe ins Haus, und ich sollt euch Raseweis von Rechts wegen an die Luft setzen. Kann, kommt da mit mir in die Stube, da wollen wir über euer Anliegen reden.“

Und sie gingen zusammen in die Stube und redeten lange miteinander. Das Resultat der Unterredung war, daß Meister Sebastian Suschen herbeirief, und also zu ihr sprach: „Gib dem Anton einen Kuß, dann hol uns eine Flasche Wein aus dem Keller, damit wir auf deine Braut-schaft trinken können.“ Anton nahm sich den Kuß reichlich, Suschen holte die Flasche Wein, und noch eine andere und sogar noch eine dritte, und Meister Sebastian hatte so oft angestochen auf seines Tochterleins Braut-schaft, daß er mit weinseliger Stimme sagte: „Siehst du Mädel, so ist's recht! Jetzt kriegst du einen braven Bäckermeister, denn Meister soll der Anton werden und obendrein mein Geschäft kriegen, und wirst eine brave Bäckersfrau. Bist nun selber froh, daß ich dich dem Komödianten nicht gegeben!“

„Jawohl, Väterchen,“ sagte Suschen, „herz-ich froh bin ich, daß du dem Komödianten mich verweigert hast. Jetzt hab ich meinen Anton, und werd' die Frau eines Meisters!“

*

Vier Wochen nach diesem Verlobungsabende wurde die Hochzeit Anton's und Suschen's gefeiert. Eben war im großen Saale des goldenen Sterns, wo die Hochzeit abgehalten wurde, Meister Sebastian in der ganzen Würde seiner Brautvaterschaft von seinem Stube aufgestanden, um dem jungen Paare sein volles Glas zu reichen.

zutrinken, als die Uhr aufging, und ein Telegraphenbote hereintrat, der mit lauter Stimme rief: „Befindet sich der königliche Hofopernsänger Anton Sch. etwa hier?“

„Ja wohl,“ erwiderte mit lauter Stimme der junge Geheime, „ich selbst bin der königliche Hofopernsänger Anton Sch.“

Damit nahm er die Botschaft aus den Händen des verwunderten Telegraphenboten und sagte zu dem vor Staunen plötzlich verstummten Meister Sebastian:

„Mein lieber Schwiegervater! Verzeiht euren Kindern die List; allein, da ihr mir Suschen verweigert habt, als ich, der Komödiant und Dilettant, um ihre Hand bei euch warb, so bin ich Bädergeselle geworden. Dieser pöbliche Wackel in meinem Stände fiel mir nicht schwer, denn ich bin ja, wie Ihr bereits erfahren, ersamer Bäderseute Kind, und habe, als meine Eltern noch lebten, das Handwerk richtig erlernt.“ Damit nahm er sein Suschen und beide

traten auf den Alten zu, bittend: „Bist du böse, Väterchen!“

Dem Alten liefen die heißen Tränen über die Backen, er schloß das junge Paar in seine Arme, und statt aller Antwort rief er den Hochzeitsgästen mit Stentorstimme zu: „Auf das Wohl meines Schwiegersohnes, des königlichen Hofopernsängers und jungerer Theatergefellens Anton Sch. und seiner Frau Susanna!“

Mit einem donnernden „Hoch!“ fielen die Gäste ein, die Musikanten bliesen einen Tusch, und das junge Paar umarmte, nun auch Freudentränen weinend, den überauswilligen Brautvater.

Meister Sebastian verkaufte Haus und Hof in Regensburg und siedelte bald nach der Hochzeit nach München zu seinen Kindern. Er ist einer der fleißigsten Theaterbesucher geworden und versäumt niemals eine Vorstellung, in der sein Schwiegersohn, der königliche Hofopernsänger Anton Sch., mitwirkte.

Das Beichtgeheimnis

Roman von Matthias Plank.

Nachdruck verboten.

6.

Wie sehr mich die Nachricht erschüttert, brauche ich gewiß nicht erst zu erklären. Was mir der Tote gewesen, das läßt sich auch nicht mit Worten sagen, das kann man nur fühlen. Deshalb war ich herbegeeilt, sofort, als mich diese Schreckensbotschaft erreicht hatte.“

Diese Worte waren gesprochen worden von einer kleinen, aber sehr beweglichen Gestalt mit schmalen Gesicht, das etwas blaß und mit den vorstehenden Backenknochen hager erschien. Schwarze, unruhige, flackernde Augen und ein englisch dunkler Bart verliehen seiner Erscheinung etwas Unstetes, einen fremdländischen Ausdruck.

Es war Hans Schrönghammer, der in dem Hause Holländers verkehrte und an manchem seiner Unternehmungen als beteiligt galt. Er war von mütterlicher Seite aus mit Holländer verwandt, aber so, daß sich eine genaue Beziehung dafür nie gefunden hatte. Er sah Martha Holländer gegenüber, die er seine Kusine zu nennen pflegte. Diese trug ein schwarzleidenes Trauerkleid und dankte mit etwas erstickter Stimme für die Worte.

„Sie hätten Papa noch gerne sehen wollen?“

„O, das nicht!“ Diese hastig erteilte Antwort klang sehr erschreckt; aber im gleichen Augenblick antwortete Hans Schrönghammer bereits wieder mit der größten Ruhe: „Wenn ich noch den Lebenden hätte sehen können, dann wäre niemand schneller und froher zu ihm geeilt. Aber den Toten? Dies kann nur den Schmerz über den erlittenen Verlust steigern.“

„Es wäre auch nicht mehr möglich. Er ist schon im Friedhofe aufgebahrt.“

„Wann werde ich ihm dann das letzte Geleit geben können?“

„Morgen!“

„Dabei werde ich gewiß nicht fehlen. Wir hatten doch so manches gemeinsam unternommen, wenn ich auch um manche Jahre jünger gewesen war. Daß er mich zu seinen Vertrauten gezählt hatte, war immer mein Stolz gewesen. Furchtbar wird für Sie nun die Zeit sein, da Sie allein sein werden.“

„Jeder wird sich bemühen, das zu ertragen, was ihm zubestimmt ist.“

Aber in ihrer Stimme war dabei kein zitternder Nachhall; ihre Worte klangen kalt und leidenschaftslos, und wenn er ihre Hände gestreift hätte, er wäre an der eisigen Kälte dieser Hände erschrocken. Daß sich aber die Gedanken hinter der weißen Stirne, über die das braune Haar sich in dichter Fülle wie eine Krone türmte, in nie ruhender Hast jagten, daß die Gedanken in steter Unermüdlichkeit mit den verschiedensten Entschlüssen rangen, daß die Schattenringe unter den Augen, die Zeichen einer schlaflosen Nacht, nicht allein die Zeichen des Schmerzes über den Toten waren, sondern mehr noch die Spuren der

Trauer ob einem anderen, der lebte, das ahnte niemand.

„Gewiß!“ Hans Schrönghammer nickte. „Ich weiß, daß Sie Mut haben. Und doch! Gerade in den Stunden der Not, die sich jetzt in Ihrer Nähe gewagt haben, möchte ich Ihnen ein Freund sein. Jürnen Sie mir nicht, wenn ich von etwas spreche, was schließlich begraben sein sollte. Sie wissen, daß ich zu Ihnen einmal von meiner Liebe gesprochen habe.“

Da war Martha Holländer aufgestanden; sie hatte die Lippen fest aufeinandergepreßt und konnte nicht sprechen. Aber ihre Hand wehrte seine Worte ab.

Doch Hans Schrönghammer schüttelte den Kopf, auch er hatte sich erhoben und stand Martha Holländer dicht gegenüber:

„Lassen Sie mich wenigstens aussprechen! Ich denke, es könnte keine Sünde sein, wenn ich es wiederhole, daß ich Sie immer noch liebe, daß meine Liebe daran nicht gestorben war, weil Sie mich zurückgewiesen hatten. Ich hatte diese Liebe eben wie ein stilles Feuer behütet, immer in der Hoffnung, daß es doch noch einmal auf-flammen dürfte.“

Da hastete die Antwort über ihre Lippen:

„Ich habe Ihnen nichts anderes zu sagen.“ Er neigte den Kopf.

„Ich weiß es! Sie fühlten keine Liebe zu mir. Das hatten Sie damals gesagt. Aber wenn meine Liebe so groß sein würde, daß sie auch in Ihnen eine Flamme wecken müßte?“

„Sie sollen nicht davon sprechen. Es ist noch keine Stunde verstrichen, daß der Tote das Haus verlassen hat.“

„Der Tote!“ — Ein kurzes Schweigen war gefolgt; die schwarzen Augen von Schrönghammer waren über den Boden hingekirrt; dann starrten sie den Blick Marthas. Seine Stimme hatte anfangs eine tastende Unsicherheit:

„Gewiß! Im Banne des Todes sollte man nicht von Liebe sprechen. Und dennoch tue ich es, weil der Glaube in mir lebt, daß mir der Tote darüber nicht zürnen würde. Sie sind jung und dem Leben gegenüber fremd. Und deshalb möchte ich Ihnen in der Einsamkeit, die Ihnen droht, eine Stütze sein. Eine bessere Stütze aber als die Liebe kann ich Ihnen nicht geben. Der Tote, der gewiß mein bester Freund gewesen war, würde nichts anders raten.“

„Still!“ Die Wangen von Martha Holländer brannten so rot wie in Fieberglut. „Ich will nichts davon hören. Sie sollen die Trauer nicht durch solche Reden beschimpfen.“

„Tue ich das? Was will ich denn, als Ihnen gleich dem besten Freunde zur Seite stehen? Ist jemand größeren Gefahren ausgesetzt als ein junges, lebensunerfahrenes Wesen, dem das Schicksal den natürlichen Beschützer geraubt hat?“

„Dabei sprechen Sie nur von Ihrer Liebe.“

„Weil die Liebe eigentlich der uneigennützigste Freund ist.“

„Und trotzdem müßte ich Ihnen antworten, was ich Ihnen schon einmal geantwortet hatte. Ich liebe Sie nicht und kann Sie nicht lieben.“

„Glauben Sie, daß die Liebe eines Menschen, der groß und stark liebt, im Herzen eines anderen, dem die Liebe gehört, und in dem noch kein Nachhall seiner Empfindungen klingt, die gleiche Liebe erwecken kann?“

„Nein!“

„Nur dann nicht, wenn in jenem Herzen schon eine andere Liebe lebt!“ Dabei hatte sich sein Kopf etwas vorgebeugt, als wollte er ihr näher sein, um jeden Atemzug erlauschen zu können, jedes Aufblitzen in ihren Augen.

Für einen Augenblick schien es, als wäre sie durch diesen Einwand verwirrt geworden; ihre Hand streifte mit einer leichten Bewegung ein paar in die Stirne gefallene Haarsträhne zurück. Und dann klang ihre Entgegnung unerschütterlich fest: „Ich will nicht davon sprechen. Die Tage gehören dem Toten.“

Dann war sie der Türe zugegangen und ließ so den Besucher verstehen, daß sie die Unterredung beendet wünschte.

Hans Schrönghammer hatte die Unterlippe zwischen den Zahnreihen eingeklemmt; aber dann hatte er schon wieder seine Heberlegenheit gewonnen: „Verzeihen Sie! Ich werde still sein. Nur Toren und Liebende vergessen sich. Bedinglich der Wille dessen, der das Beste will, hat gesprochen. Jürnen Sie mir nicht?“

„Nein! Dazu habe ich wohl kein Recht.“

„Und wenn ich später — später, wenn der Schmerz stiller geworden ist, nochmals töricht werden sollte?“

„Dann werden Sie sich mit einer gleichen Antwort bescheiden müssen.“

Aber als sich Hans Schrönghammer entfernt hatte, grübelten Martha Holländers Gedanken erst noch lange über ihn nach. Zum zweiten Male war dieser nun mit einem solchen Verlangen zu ihr gekommen; und beide Male hatte er von ihr die gleiche Antwort erhalten. Sie liebte ihn nicht! Und sie mußte immer wieder an seine Hoffnung denken, die auch im Herzen der Lieblosen Flammen entfachen will. Sie glaubte nicht daran, denn, wie er schon gesagt hatte, in ihrem Herzen lebte schon eine Liebe. Aber durfte sie noch auf diese Liebe hören? Mußte sie diese Liebe nicht auslöschen wie eine Flamme, die Schaden anrichtet? Mußte sie nicht vergessen, was einst an Hoffnungen schön und reich gewesen war? Aber konnte sie das? Läßt sich einem Herzen gebieten? Kann man zu diesem sagen: Du darfst nicht mehr lieben? Und doch wußte sie sich keinen anderen Ausweg. Mit jenem Toten, der an diesem Tage das Haus verlassen hatte, hatte sie ein Anrecht am Glück, an ihrer Liebe verloren! Was hätte sie nicht geopfert, um jene Tat Angesehen zu machen! Aber die Mäder der Zeit können nicht zurückgebrängt werden. Für jene Tat aber, die noch allein ihr Geheimnis war, und die mit ihrem Willen immer als ein solches begraben sein sollte, konnte es nur eine Sühne geben, die eine, an die sie unablässig dachte: sie mußte ihre Liebe opfern. Aber — wäre es nicht am besten gewesen, Hans Schrönghammer die Hand zu reichen? Wenn sie sich dem ungeliebten Manne opferte, wenn sie nur noch einer solchen Pflicht zu leben versuchte, würde sie dann nicht am raschesten vergessen lernen? Konnte nicht dies der Weg zur Sühne sein, durch den sie sich selbst und den Mann, der trotz allem in ihrem Herzen lebte, erlöste? Solche Pfade hatten ihre nie rastenden Gedanken eingeschlagen. Und wer sie sah, in ihrer stillen Ruhe, mit den bleichen Wangen, die junge Schönheit, die zu leiden schien, der ahnte nicht, wie schwer sie kämpfte. Sie trauerte ja um zwei Verlorene, um einen Toten und einen Lebenden.

Als am darauffolgenden Tage die feierliche Beerdigung war, als sie hinter dem schwarz verhängten Sarge langsam dem Grabe zutritt, während ein Sängerkhor den ergreifenden Gesang anstimmte: „Schnell tritt der Tod den Menschen an!“, da war keine Unsicherheit in ihrem vornehmen Ruhe.

(Fortsetzung folgt.)